

Gdańsk 2015, Nr. 32

Peter Clar  
Universität Wien

## Der Essay als gesetzte Gattung Essay(ismus) und Dekonstruktion

[E]ine Theorie des Essayismus will essayistisch vorgetragen sein, zwischen Erzählung und Abstraktion hin- und herpendelnd, ohne Anspruch auf Vollständigkeit – Umkreisung, Abwägung, Versuch, Mosaik, Fragment.<sup>1</sup>

**The Essay as Posited Genre – Essay(ism) and Deconstruction.** Even the most elaborated analysis regarding the essay and/respectively essayism is not able to define the genre/the method in a well-defined manner. Using deconstructive theories, first of all Jacques Derridas “The Law of Genre” I will show that the essay/essayism is not only refusing to be characterized. Even more its indefinability is a structural necessity of its definition. To define the essay – as to define any genre – always includes to deconstruct the definition at the same moment. Thus I propose to characterize the essay in a contextual, processual and always only temporarily valid way.

**Keywords:** deconstruction, Jacques Derrida, the law of genre, essay, essayism

Selbst die avanciertesten Analysen des Essays/Essayismus sind weder in der Lage den Essay als Genre noch den Essayismus als Methode klar abgegrenzt zu definieren. Mit dekonstruktiven Theorien, allen voran Jacques Derridas „Das Gesetz der Gattung“, werde ich zeigen, dass es nicht nur unmöglich ist, den Essay/ Essayismus zu definieren, sondern dass darüber hinaus diese Unmöglichkeit gerade konstitutiv für seine Definition ist. Den Essay, wie jede Gattung, zu definieren, bedeutet, immer schon zugleich diese Definition zu dekonstruieren. Darum schlage ich vor, bei einer Beschreibung des Essays diese immer ‚nur‘ als kontextuale, prozesshafte, momentan gültige zu verstehen.

**Schlüsselwörter:** Dekonstruktion, Jacques Derrida, Gesetz der Gattung, Essay, Essayismus

### I. Essay und Essayismus<sup>2</sup> – Von der Unerreichbarkeit des stets Möglichen

Wie Wolfgang Müller-Funk in seinen Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus mit Yehuda Elkana feststellt – und dieser wiederum mit den Sophisten, auch in sogenannten

---

<sup>1</sup> Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin 1995, S. 15.

<sup>2</sup> Da ich von der Unmöglichkeit der Trennung der Begriffe von Essay und Essayismus überzeugt bin, was dieser Text u.a. zeigen soll, verwende ich die Begrifflichkeiten in meinem Text mehr oder weniger synonym – mehr oder weniger deshalb, weil es erstens ohnehin immer schon nur Essays und Essayisten, nicht den Essay oder den Essayismus gibt, weil ich Begriffe also nie zu hundert Prozent synonym verwende/ verwenden kann.

‚wissenschaftlichen‘ Texten („Literatur und Literaturwissenschaft – die Differenz zwischen ihnen ist Trug“<sup>3</sup>) sei immer alles bereits vorgeschrieben – beeinflusst nicht nur „die Weise, wie eine Frage formuliert wird, die Form der darauf gegebenen Antworten“<sup>4</sup>, sondern auch die Art und Weise, wie eine Frage verstanden wird. Und so wie ich die Fragestellung, die der Leitfaden der Danziger Essay-Konferenz war und die ich in Folge umkreisen, fragmentarisch behandeln möchte (mehr ist nie möglich), verstanden habe, geht es um eine ‚Neudefinition‘ des Essays, die zwar nicht gattungstypologisch, aber strukturell ausgerichtet ist. Dabei wird das strukturelle Moment ebenso textextern – also in seiner Wirkung als ästhetisch-subversive Grenzform – wie textintern als analytische Schreibweise verstanden.

Das vorhin Gesagte kündigt bereits an, dass meine Überlegungen eine andere Richtung einschlagen. Dies ergibt sich schon daraus, dass, so meine Überzeugung, niemand, auch nicht jene ausgewiesenen Essay(ismus)-Experten<sup>5</sup> auf die ich mich im Wesentlichen beziehen werde, in der Lage waren/sind/sein werden, die Anforderungen des Calls zu erfüllen, schon darum nicht, weil eine Trennung des ‚Textinnen‘ und ‚Textaußen‘ ebenso wenig möglich ist, wie jene von ‚gattungstypologischen‘ und ‚strukturellen‘ Einordnungen. Der Fragestellung selbst sind bereits jene Brüche eingeschrieben, die die Definition des Essays/des Essayismus (sei es als Gattung, als Textsorte, als Stil etc.) im Definieren immer schon zugleich unterlaufen. Mein Versuch geht daher dahin, diese binären Oppositionen und Aporien, die auch den bisherigen Essaystudien (wie etwa denen von Müller-Funk, Peter Zima oder Christian Schärf) eingeschrieben sind, aufzuzeigen. So bricht das sogenannte, immer nur unter Anführungszeichen zu stehen kommende, ‚Textinterne‘ schon immer in das sogenannte, immer nur unter Anführungszeichen zu stehen kommende, ‚Textexterne‘ ein, wenn die Kategorie des Ästhetischen (die ja, zumindest im herkömmlichen Verständnis, eine Kategorie des Textes selbst ist) ‚textäußere‘ Relevanz (nämlich eine kritische, subversive) bekommt, genauso wie das – und ich halte mich immer noch wörtlich an den Call for Papers – ‚Textäußere‘, namentlich „der Übergang von der Schriftkultur zur Informations- und Bildkultur“ dem ‚Textinneren‘, also der „essayistischen Schreibweise“ zugrunde liegt. Ebenso wenig wie ‚Textinneres‘ und ‚Textäußeres‘ („ein Textäußeres gibt es nicht“<sup>6</sup>, schreibt Derrida, damit gibt es aber ebenso wenig ein Textinneres und gibt es auch stets beides zugleich) trennbar sind, sind ‚Gattungstypologie‘ und Fragen nach der „strukturellen Definition“ trennbar. Strukturelle Definitionen (man müsste das Wort im Plural verwenden, nicht im Sinne abgetrennt voneinander existierender, verschiedener, sondern im Sinne miteinander untrennbar verbundener, einander zwar ausschließender immer aber auch bedingender struktureller Definitionen) sind einer Textgattung immer schon eingeschrieben bzw. schreiben sich ein, wie umgekehrt gattungstypologische Definitionen immer schon in strukturelle eingeschrieben sind. Diese unmöglichen (weil zugleich außen und innen, weil einander ausschließend) aber zugleich einzig möglichen Definitionen subvertieren die

<sup>3</sup> Paul de Man, *Semiologie und Rhetorik*, in: ders., *Allegorien des Lesens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 31–51, hier S. 50.

<sup>4</sup> Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin: Akademie 1995, S. 270.

<sup>5</sup> Es handelt sich dabei tatsächlich nur um männliche Autoren.

<sup>6</sup> Jacques Derrida, *Das Gesetz der Gattung*, in: ders., *Gestade*, Wien 1994, S. 245–284, hier S. 274.

Gattung, die sie definieren immer schon, ganz im Sinne von Derridas „Das Gesetz der Gattung“, in dem dies u.a. am Beispiel der Begriffe „Roman“ bzw. „romanhaft“ (man beachte die Ähnlichkeit zur Verwendung der Begriffe ‘Essay’ und ‘essayistisch’) ausgeführt wird:

„Indem der Text seine Gattung markiert entledigt er sich dieser Markierung zugleich. Wenn die Markierung der Zugehörigkeit zugehörig ist, ohne zugehörig zu sein, teilhat, ohne zuzugehören, dann bildet die Gattungsbezeichnung nicht einfach einen Teil des Korpus. [...] Diese Bezeichnung ist nicht romanhaft, sie geht nicht vollständig im Korpus auf, den sie bezeichnet. Noch ist sie dem Korpus einfach äußerlich. [...] Diese Inklusion und diese Exklusion bleiben einander nicht äußerlich, sie schließen einander nicht aus, aber zwischen ihnen besteht auch keine Beziehung der Immanenz oder der Identität. Sie sind weder eins noch zwei. Sie bilden, was ich die Gattungsklausel [...] nennen werde [...]. Die Gattungsklausel oder -schleuse de-klassiert, was sie zu klassifizieren erlaubt. [...] Ohne sie gibt es weder Gattung noch Literatur, aber sobald dieser Augenblick, diese Gattungsklausel oder -schleuse da ist, in dem Moment, da eine Gattung oder Literatur anbricht, wird die Degeneration begonnen haben: das Ende beginnt.“<sup>7</sup>

Vor einem ähnlichen, an sich nicht auflösbaren, ‚Problem‘ stehe ich – es ist nicht, wie Andreas Martin Widmann für den Essay konstatiert, nur „erlaubt, ‚ich‘ zu sagen“<sup>8</sup>, es ist, in allen Gattungen, auch den vermeintlich ‚wissenschaftlichen‘, unmöglich nicht ‚ich‘ zu sagen – wenn es darum geht, die politische Relevanz von ‚Essays‘ zeigen zu wollen, zeigen zu wollen, dass das, was in der Literaturgeschichte ‚essayistisch‘ genannt wird, durchaus einen wichtigen Platz, auch über das Feld der Literatur hinaus, einnimmt. Einer Textsorte, -gattung, oder wohin immer man den ‚Essay‘ einordnen will, bzw. einer spezifischen Schreibweise, einem ‚essayistischen Schreiben‘ eine Wirkmacht gerade auf Grund seiner/ihrer spezifischen Verfasstheit zuzugestehen, in der Annahme, dass diese spezifische Verfasstheit gerade die Versuchsanordnung, das Fragmentarische, die Mischform, eben das Offene, nicht Festzumachende ist, ist mehr als paradox. Dass das, was den Essay/den Essayismus auszumachen scheint (aber immer auch auf jede Form von Texten zutrifft), eben das ist, was seine Definition verunmöglicht, ihn als Kategorie auslöscht, ist – folgt man den strengen Regeln des Logozentrismus, von dem wir uns scheinbar, trotz der immer wieder, von verschiedensten Seiten geäußerten, zum Teil hoch reflektierten Kritik daran, nicht zu lösen vermögen – unauflösbar. Anders gesagt: Es ist höchst paradox, dass etwas (scheinbar) so Individuelles, etwas (scheinbar) so Subjektives wie das ‚Ich-Sagen‘ zu einer allgemein gültigen, quasi objektivierbaren Regel werden sollte. Und doch ist es gerade dieses Paradoxon, das den Essay ausmacht, das ihn aber zugleich immer schon unterläuft und subvertiert. Damit führt es zu jener definitiven nicht Ungenauigkeit (denn das setzte voraus, dass eine genaue Definition erreichbar wäre), sondern Unmöglichkeit des Erreichens der als Möglichkeit zumindest, um einen zentralen Begriff Paul de Mans mir anzueignen, notwendigerweise existierenden definitiven Genauigkeit. Zugleich aber (und dieses zugleich ist wörtlich zu nehmen) macht die Unmöglichkeit der genauen Definition gerade die „Relevanz des Essayistischen“, und hier weiche ich vermittels des Plurals vom Call ab, als kritisch und ästhetisch-subversive

<sup>7</sup> Ebd., S. 260–261.

<sup>8</sup> Andreas Martin Widmann, Die Form der Stunde, in: <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/die-form-der-stunde>, datiert mit 26.1.2012, eingesehen am 24.9.2014.

Grenzformen aus, anders formuliert: Um den ‚Essay‘ als relevante Textform, -gattung, -sorte, bzw. um das ‚Essayistische‘ als (gesellschafts-)politisch wirkmächtige Schreibweise aufrechtzuerhalten, ist das ständige Abweichen, das ständige Unterlaufen, die stete Auflösung jener per definitionem gewaltsamen Festschreibungen, Einordnungen notwendig. Anstatt Essay und Essayismus, egal ob strukturell, ästhetisch, gattungstypologisch etc., zu definieren, sollte und kann Essay und Essayismus immer nur kontextual, prozesshaft gedacht werden, weniger als Gattung, Methode oder Schreibweise, sondern vielmehr als Denkbewegung, als Umkreisung, als Versuch momenthaft definiert werden. Dass dieser Gestus jenem der Dekonstruktion nicht nur ähnelt, sondern diese Geste nicht-identisch wiederholt, ist dabei genuin politisch. Denn die Überschreitung der Grenzen der ‚literarischen‘ Gattungen zeige, so Derrida, die Möglichkeit der Überschreitung ‚außerliterarischer‘ Gattungen auf, „die Frage der literarischen Gattung ist keine formale Frage: sie verschränkt sich mit dem Motiv des Gesetzten überhaupt, dem Motiv der Generationen [...], der sexuellen Differenz.“<sup>9</sup> Damit ist auch ein Weg (und immer ist es der Weg als Bewegung, als ein nie zu einem endgültigen Ziel führender Weg) gefunden, um binäre Oppositionen, scheinbar naturgegebene Hierarchien und Machtverhältnisse zu verwischen, zu unterwandern, zu subvertieren. Die (gesellschafts-)politische Bedeutung des Essayismus (als/der Dekonstruktion) liegt somit, wenn auch auf alles andere als rein affirmative Weise, untrennbar mit dem Gesetz der Gattung verbunden, offen vor uns. Dabei ist die Bewegung nie abgeschlossen, gibt es keine endgültigen Lösungen, gibt es immer nur momenthaft gültige Ergebnisse – sicherlich mit ein Grund, warum die Dekonstruktion bis heute auf derartigen Widerstand von Seiten der Literaturwissenschaft stößt.

## II. Die Angst der Essayismusexperten vor der Dekonstruktion...

Texte, so Paul de Man, tragen die Dekonstruktion immer schon in sich, dekonstruieren sich im Grunde genommen immer schon selbst, „die ‚Dekonstruktion‘ finde in erster Linie ihre Argumente im Text selbst.“<sup>10</sup> Dabei lasse die dekonstruktive Textbewegung eine ‚Restbedeutung‘ übrig, die den/die LeserIn dazu zwingt, die Dekonstruktion des Textes weiter voranzutreiben. Jene Texte, die den Essay (den Versuch) zu definieren versuchen, unterlaufen also sich selbst und damit auch die Definition, ebenso wie der (jeder einzelne) Essay immer schon auch (dieses auch ist von elementarer Bedeutung) Argumente ‚gegen sich‘, Gegenargumente also, in sich führt, sowohl auf inhaltlicher/thematischer Ebene als auch in Bezug auf seine Konstruktion, auf sein ‚Essay-Sein‘. Ähnlich wie Paul de Man, und an dieser Stelle von noch größerer Bedeutung, argumentiert Derrida in Bezug auf die Gattungen. Gerade in dem Versuch, solche zu definieren, lösen sie sich auf, jede Grenzziehung trägt immer bereits die Überschreitung der Grenze in sich, jeder Versuch eine Identität (hier: die Identität einer Gattung, einer Textsorte, einer Schreibweise) zu definieren, erzeugt zugleich Brüche in derselben. Diese Brüche stehen der Identitätskonstruktion zwar einerseits entgegen, sind

<sup>9</sup> Jacques Derrida, *Das Gesetz der Gattung*, in: ders., *Gestade*, Wien 1994, S. 245–284, hier S. 273.

<sup>10</sup> Paul de Man, *Genese und Genealogie (Nietzsche)*, in: ders., *Allegorien des Lesens*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1988, S. 118–145, hier S. 140.

aber ebenso konstitutiv: jede Identitätskonstruktion ist immer auch von den ihr inhärenten Brüchen abhängig, nicht trotz, sondern gerade auch wegen derselben kann (sich) Identität konstituieren/konstituiert werden.<sup>11</sup>

An welche Grenzen mögliche Definitionen des Essays/Essayismus stoßen, möchte ich schlaglichtartig an Hand dreier – völlig zu Recht dazu gewordener – Standardwerke zu dem Thema zeigen. Es wird nachgewiesen werden, dass alle drei Texte, obwohl sie sich der Unmöglichkeit ihres Unterfangens bewusst sind, obwohl sich alle drei wissenschaftlich wie rhetorisch (eine Grenzziehung, die ich aus Gründen der besseren Sichtbarmachung meiner Argumentation übernehme, nicht weil ich daran glaube) höchst reflektiert und elegant, immer wieder und wieder einer Definition annähern, nur um sie stets erneut zu verfehlen, immer noch an die Möglichkeit einer Definition glauben – wiewohl gerade sie selbst der Beweis dafür sind, dass eine Definition nicht erreichbar ist. Trotz unterschiedlicher Ansätze argumentieren dabei alle drei Texte im Grunde dekonstruktiv, vermeiden aber mit allen Mitteln diesen Begriff zu verwenden, ja grenzen sich sogar, wie Wolfgang Müller-Funks Text, der der dekonstruktiven Sprachbewegung sogar am nächsten kommt, kategorisch davon ab. Ironie, dass diese Abgrenzung unter anderem in Form von Fußnoten geschieht, deren Bedeutung für die Textanalyse Derrida immer wieder deutlich gemacht hat<sup>12</sup>: „[D]er hier skizzierte Essayismus [...] mißtraut auch der dekonstruktiven Grundsätzlichkeit (etwa seiner Logozentrismus-Kritik). Aus guten Gründen wie hier behauptet wird.“<sup>13</sup> Dabei ist der Vorwurf der „Grundsätzlichkeit“ gegenüber der Dekonstruktion zunächst einmal einer, der nicht angebracht ist, betonen doch dekonstruktiv arbeitende WissenschaftlerInnen zum einen immer wieder die Notwendigkeit, auch die eigene Arbeit stets in Frage zu stellen, was in jener oftmals schwer verständlichen, aber durchaus präzisen Rhetorik, wie sie v.a. Derrida exzessiv durchexerziert, des ‚im-Behaupten-immer-schon-zu-Relativieren‘ nicht nur mündet, sondern durch diese Rhetorik immer auch schon ausgeführt wird. Zum anderen lehnen sie es ab, die Dekonstruktion als letztgültige, festzuschreibende, eben: grundsätzliche Methode zu verstehen. Die Dekonstruktion sei, so Derrida in einem Interview, „im Grund genommen [...] keine Methode und auch keine wissenschaftliche Kritik, weil eine Methode eine Technik des Befragens oder der Lektüre ist, die ohne Rücksicht auf die idiomatischen Züge in anderen Zusammenhängen wiederholbar sein soll.“<sup>14</sup>

<sup>11</sup> Ähnlich argumentiert Derrida auch in bezug auf Kommunikation im Allgemeinen, auch für diese sei, wie es Niall Lucy zusammenfasst die Möglichkeit des Scheiterns konstitutiv für das Gelingen: „The structural necessity of non-arrival conditions every system of communication, from speech to writing [...] and beyond.“ Niall Lucy, postal metaphor, in ders. (Hg.): A Derrida Dictionary, Oxford 2004, S. 96–100, hier S. 92.

<sup>12</sup> Vgl. dazu u.a. Jacques Derrida, Ousia und gramme. Notiz über eine Fußnote in ‚Sein und Zeit‘, in: ders., Die différance: Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 249–261; Jacques Derrida, This Is Not an Oral Footnote, in: S.A. Barney (Hg.): Annotation and Its Texts, New York/Oxford 1991, S. 192–205; oder die ausführliche Analyse einer Fußnote Lacans in: Jacques Derrida, Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 2. Lieferung: Spekulieren – Über/auf ‚Freud‘, Berlin 1987, S. 232–265.

<sup>13</sup> Wolfgang Müller-Funk, Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus, Berlin 1995, S. 284, FN 742.

<sup>14</sup> Florian Rötzer, Französische Philosophen im Gespräch, München 1987, S. 70.

Zudem unterläuft sich dieses Argument schon von Beginn an selbst, ist schon unterlaufen, bevor es formuliert wird: Denn der Vorwurf der „Grundsätzlichkeit“ der Dekonstruktion wird hier explizit als negativer Punkt dem Essayismus, der diese, so muss man folgern, ‚Grundsätzlichkeit‘ eben nicht für sich beanspruche, gegenübergestellt. Interessant bloß, dass bereits in der Einleitung gerade der Wahrheitsanspruch, also die ‚Grundsätzlichkeit‘, den der Essay/ der Essayismus für sich reklamiert als eines der Charakteristika desselben benannt wird: „Der Essayismus stellt nicht zuletzt für Wissenschaft und Philosophie eine Herausforderung dar, weil er deren Wahrheitsanspruch in Frage stellt und selbst einen solchen für sich reklamiert.“<sup>15</sup>

Doch zurück zu der von mir in den Texten über den Essay ausgemachten dekonstruktiven Argumentation: Wenn ich behaupte, die Texte argumentierten im Grunde dekonstruktiv, dann darum, weil sie zwar auf der einen Seite oftmals jene ‚typisch dekonstruktiven‘ rhetorischen Mittel (die doch immer die Mittel eines jeden Textes sind, in der Dekonstruktion höchstens „taktisch verstärkt“<sup>16</sup> werden), z.B. der in-Frage-Stellung der eigenen Position etc. anwenden, als sie andererseits/zugleich („eine Theorie des Essayismus will essayistisch vorgetragen sein“) auch jene Merkmale, jene Begrifflichkeiten, die die Denkbewegung der Dekonstruktion kennzeichnen, auch als konstitutiv für den Essayismus erachten. Die Konsequenzen aber, die die Texte der Dekonstruktion aus ihren Beobachtungen ziehen, können und/oder wollen sie nicht mit-/nachvollziehen und das, obwohl die definitiven Schwierigkeiten, die alle drei Studien haben und die schon bei den Ununterscheidbarkeiten von so grundlegenden Begriffen wie Essay und Essayismus beginnen<sup>17</sup>, eben mit Hilfe dekonstruktiver Denkansätze zwar nicht endgültig gelöst werden könnten, aber doch momenthaft verhandelbar würden. Dass eine endgültige Lösung zwar als Versprechen möglich, nie aber realisierbar ist, stellt dabei für die Dekonstruktion kein Unglück dar, im Gegenteil, „Epi-kur“, so heißt es bei Nietzsche, den auch Zima als Vorläufer der Dekonstruktion ansieht<sup>18</sup>, „Der Wanderer und sein Schatten“ „hatte jene wundervolle Einsicht, die heutzutage immer

<sup>15</sup> Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin 1995, S. 17.

<sup>16</sup> Diese Wendung entlehne ich von Johanna Bossinade die, im Bezug auf ‚literarische‘ Texte (aber gerade um zu zeigen, dass diese Einteilungen – literarisch vs. wissenschaftlich etc. nicht mehr funktionieren, wenn sie je funktioniert haben) der Avantgarde zeigt, dass „die Brüche, die einem Text konstitutiv eingezeichnet sind, [...] von den avantgardistischen Werken taktisch verstärkt und gegen die Idee von der Literatur als einer philosophisch kategorisierbaren Ordnung gewandt [werden]. Johanna Bossinade, *Poststrukturalistische Literaturtheorie*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 180.

<sup>17</sup> Vgl. u.a. folgende Textstelle von Christian Schärf in *Der Essay und Essayismus als unabdingbar miteinander verknüpft definiert werden, so sehr verknüpft, dass Schärf vorschlägt, eine Geschichte des Essays über die Geschichte der Texte die essayistisch verfasst sind zu schreiben. Auch in weiterer Folge gelingt es ihm nicht (kann es ihm nicht gelingen) beide Begriffe deutlich voneinander zu trennen: „Dieser [Impuls] belegt ein weiteres Mal, wenn man Essay und Essayismus als grundsätzlich zusammengehörige Phänomene versteht, daß eine Geschichte des Essays die fundamentale Unterströmung zu berücksichtigen hat, die die Neuzeit aus ihrer eigenen Entwicklungsdynamik heraus aussendet, auch wenn dabei in der Hauptsache jene Schreibweisen zu betrachten sind, die sich der Unfertigkeit und dem Utopismus des Essayistischen bewußt ausliefern.“ Christian Schärf, *Geschichte der Essays. Von Montaigne bis Adorno*, Göttingen 1999, S. 29.*

<sup>18</sup> Vgl. Peter V. Zima, *Essay/Essayismus: Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne*, Würzburg 2012, S. 125.

noch so selten zu finden ist, daß zur Beruhigung des Gemüts die Lösung der letzten und äußersten theoretischen Fragen gar nicht nötig sei.“<sup>19</sup>

Ich möchte nun – gewaltsam, unvollkommen und sicherlich nicht objektiv – einige wenige Stellen zeigen, in denen die so lesenswerten und wichtigen Texte Zimas, Schärfs und Müller-Funks Brüche offenbaren, die mit Hilfe der Dekonstruktion zwar ebenso wenig auflösbar, zumindest aber verhandelbar würden. So beginnt Zima seinen Versuch, das theoretische Potential des Essays aufzuzeigen – was ihm auch hervorragend gelingt, solange man nicht z.B. die Klassifikation der ausgewählten, sehr unterschiedlichen Texte als Essays grundsätzlich in Frage stellt – mit einer Feststellung Schärfs, dass der „Wille zur Klassifikation, zur gattungspoetischen Ordnung“ verantwortlich gewesen wäre dafür, „daß der Essay [der Literaturwissenschaft] unweigerlich entgleiten mußte.“<sup>20</sup> Der Essay sei, so Zima, ein Text, der zwischen allen Gattungen vermittele, der also keine „Gattung im herkömmlichen Sinn“ sei – eine Definition, die ähnlich wie jene von Wolfgang Müller-Funk funktioniert, der den Essay als „Mischgattung“<sup>21</sup> bestimmt. Hier aber fangen die ‚Schwierigkeiten‘ bereits an. Indem Zima den Essay als Vermittler zwischen den Gattungen, Müller-Funk selbigen als „Mischgattung“ und Schärf ihn als „unreine Gattung“<sup>22</sup> bezeichnet, wird die generelle Möglichkeit von Gattungszuschreibungen bekräftigt, da es ja, so der Umkehrschluss, auch ‚reine Gattungen‘ geben muss. Doch in allen drei Texten werden die Gattungsgrenzen nicht lange eingehalten, lösen sich im Gegenteil schon bald auf: So kann man bei Zima schon auf Seite 10 plötzlich vom „essayistischen Roman“, auf Seite 13 vom essayistisch-Werden des Dramas lesen, vollends durcheinander geraten ihm die Gattungen bei der Analyse von Virginia Woolfs „The Death of the Moth“: „Dieser als Essay bezeichnete Text hat nicht nur etwas von einer Kurzgeschichte, sondern könnte auch als Prosagedicht im Sinne von Baudelaires „Le Spleen de Paris“ gelesen werden.“<sup>23</sup> Ich möchte keinesfalls die Richtigkeit dieser Analyse, also jener der intertextuellen Verbindung von Woolfs und Baudelaires Texten, in Abrede stellen. Die Fragen, die sich aber stellen, die Zimas Text von selbst stellt, sind vielfältige: Wer bezeichnet den Text als Essay? Jene Entität, die dem bei Königshausen & Neumann veröffentlichten Buch „Essay / Essayismus. Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne“ unter der Signatur ‚Peter V. Zima‘ / Peter V. Zima\*<sup>24</sup> etc. vorangeht? ‚Virginia Woolf‘ selbst – und wenn ja, welche,

<sup>19</sup> Friedrich Nietzsche, *Der Wanderer und sein Schatten*. Zweiter und letzter Nachtrag zum Buch der freien Geister, Köln 2012, S. 11.

<sup>20</sup> Peter V. Zima, *Essay / Essayismus: Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne*, Würzburg 2012, S. 4.

<sup>21</sup> Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin 1995, S. 9.

<sup>22</sup> Christian Schärf, *Geschichte des Essays. Von Montaigne bis Adorno*, Göttingen 1999, S. 14.

<sup>23</sup> Vgl. Peter V. Zima, *Essay / Essayismus: Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne*, Würzburg 2012, S. 14.

<sup>24</sup> Der Asterix verweist auf die mit dem AutorInnenamen immer schon verbundenen „Multipliziertheit“ (Lücke) der dem Text scheinbar vorausgehenden Entität und ist von mir, Peter Clar\*, der Postkarte von Jacques Derrida\* entlehnt, der seiner Unterschrift den Asterix hinzufügt weil er „ohne Zweifel mehrere“ ist und „nicht so allein, wie ich es bisweilen sage“. Bärbel Lücke, Elfriede Jelineks ästhetische Verfahren und das Theater der Dekonstruktion. Von Bambiland/Babel über Parsifal (Laß o Welt o Schreck laß nach) (für Christoph Schlingen-

die ‚reale‘, die Erzählerinnenstimme? Oder doch Leonard Woolf, der den Text postum veröffentlichten ließ?

In einer Rezension zur deutschen Ausgabe der „Essays“ aus dem Nachlass Woolfs nennt Christoph Bartmann den titelgebenden Text, auf Deutsch „Der Tod des Falters“, eine „Prosaskizze“<sup>25</sup> – dass „Der Tod des Falters“ hier zudem zumindest zwei unterschiedliche Textsorten bezeichnet (jenen Sammelband zum einen, den Text im Inneren des Buches zum anderen), sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Wenn man aber der Bezeichnung ‚Essay‘, und den dazugehörigen Definitionen (Vermittler, Mischform etc.) Glauben schenkt, stellen sich weitere Fragen. Denn zum einen kann ein, im herkömmlichen Sinn verstandener Vermittler wohl nur schwer einer der zu vermittelnden Gattungen angehören, oder, etwas flapsig ausgedrückt, ein Mediator sollte wohl kaum nur einer der Konfliktparteien zugehörig sein, zum anderen stellt sich die Frage, warum der Text denn als Essay bezeichnet und von Zima als solcher analysiert wird, wenn er doch ebenso gut eine Kurzgeschichte oder ein Prosagedicht (und damit anscheinend ja auch ‚einfacher‘ kategorisierbar) sein könnte.

Wozu braucht man aber diese Kategorisierungen überhaupt<sup>26</sup>, ließe sich fragen, wäre es nicht sinnvoller (und meine Frage ist natürlich bereits eine rhetorische, habe ich die Frage für mich, momenthaft zumindest, bereits mit ‚Ja‘ beantwortet), wenn man den Essay – und das gilt für jeden Text – nicht als Vermittler zwischen den Gattungen (und also entweder außerhalb oder, gleicher Effekt aber auch gleiches Paradoxon, innerhalb aller Gattungen existierend), sondern als potentieller Teilhaber an den verschiedenen Gattungen sieht, als Teilhaber, der die Gattungen an denen er teilhat immer schon mitkonstruiert und sie damit auch schon unterläuft. Dass dem so ist, dass also jene Texte, die dem Konstrukt des Essays zugeordnet werden, dieses Konstrukt immer schon auch konstruieren, zeigt sich bei einer genauen Lektüre der analysierten Werke ebenfalls. Bei keinem erfolgt zuerst eine Definition des ‚Essays‘, auf Grund welcher die Texte dann auf ihre ‚Essayhaftigkeit‘ hin untersucht werden, sondern die untersuchten Texte werden immer schon als Essays angenommen, um dann als Beispiele für Essayhaftigkeit zu fungieren. Dass die Literaturwissenschaft dazu neigt, historische Parameter als Ordnungsprinzip der Literatur (egal ob diese Ordnungen dann als ‚Epochen‘, ‚Gattungen‘ etc. bezeichnet werden) herzunehmen, und dabei übersieht, dass diese Gesetzmäßigkeiten nicht mehr „ideale[...] Modell[e] [...],

---

siefs ‚Area 7‘) zum ‚Königinnendrama‘ Ulrike Maria Stuart, in: Pia Janke & Team (Hg.), Elfriede Jelinek: ‚ICH WILL KEIN THEATER‘. Mediale Überschreitungen, Wien 2007, S. 61–83, hier S. 62. Jacques Derrida, Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 1. Lieferung: Envois/Sendungen, Berlin 1987, S. 11.

<sup>25</sup> Christoph Bartmann, Strohalm des Klatsches. Aus dem Nachlaß Virginia Woolfs, in: FAZ, 29.11.1997.

<sup>26</sup> Ich nehme hier Nachschlagewerke, die anderen, pragmatischen Gesichtspunkten folgen, ausdrücklich aus. Ich selbst habe mit meinem Kollegen Christian Schenkermayr beispielsweise die Einteilung der ‚essayistischen Texte‘ in dem von uns und unseren KollegInnen vom Elfriede-Jelinek-Forschungszentrum herausgegebenen „Werkverzeichnis Elfriede Jelinek“ auf Grund von Überlegungen gewählt, die eine leichte Auffindbarkeit garantieren sollten, indem wir all zu weitgehende Zersplitterung in Unterkategorien zu vermeiden suchten. Freilich zeigen gerade solche Arbeiten, wie unmöglich Gattungseinteilungen eigentlich sind, und freilich ließe sich auch fragen, ob sich, gäbe es diese traditionellen Gattungseinteilungen nicht schon seit langem, nicht bessere Auffindungskriterien als jene nach der Gattung einführen ließen. Vgl. Pia Janke, Werkverzeichnis Elfriede Jelinek, Wien 2004.



sondern „Übereinstimmung[en] vom Ende zum Ursprung“<sup>27</sup> sind, dass Ursache und Wirkung immer auch vertauscht sind, zeigt Paul de Man in gleich mehreren seiner Aufsätze sehr überzeugend. Umgelegt auf die Frage des Essays bedeutet das, dass Markierungen, die bestimmen, was ein solcher ist, erst nach dem angeblich ersten Essay (Essai) eingeführt wurden, um dann als quasi vorgängige Begriffsbestimmungen zu jenem Maßstab zu werden, an dem nicht nur dieser Essay, sondern auch alle anderen (die aber immer schon vom Original unterschieden sind, die Einordnung also immer schon unterlaufen) gemessen werden. Pointiert ausgedrückt bedeutet dies nichts anderes, als dass Montaignes „Essais“ die Gattung, der sie zugeordnet wurden/sind, zu allererst erschufen.

## Exkurs

In seinem „Gesetz der Gattung“ analysiert Derrida u.a. Maurice Blanchots „Der Wahnsinn des Tages.“ Dieser Text war ursprünglich in einer Zeitschrift gleich mit drei unterschiedlichen Titeln veröffentlicht worden: „Auf dem Umschlag der Zeitung [...] stand zu lesen: Maurice Blanchot ‚Un récit?‘ [Eine Erzählung?],“ in der Inhaltsangabe, ohne Fragezeichen, „Maurice Blanchot ‚Un récit‘ und „über der ersten Textzeile: ‚Un récit‘ par Maurice Blanchot.“<sup>28</sup> Neben den unterschiedlichen Assoziationen, die die drei unterschiedlichen Titel, trotz/gerade wegen ihrer großen Ähnlichkeit auslösen, stellt Derrida die Frage, wozu der Titel, der ja zugleich die Bezeichnung einer literarischen Gattung ist, gehört. Ist er schon Teil des Textes?<sup>29</sup> Oder geht er dem Text voran? Und was bedeutet eine derartige Gattungsbezeichnung, besonders wenn sie als Titel eingesetzt wird:

„Verwirrung, Ironie, das übliche Überwechseln zu einer anderen Definition [...], die Suche nach einem Effekt können Anlass dafür sein, etwas *Roman* oder *Erzählung* zu betiteln, das in Wahrheit oder gemäß der gestrigen Wahrheit weder das eine noch das andere wäre. *A fortiori* dann, wenn die Wörter *Erzählung*, *Roman*, *Film-Roman*, *Sämtliche dramatische Werke* oder womöglich *Literatur* nicht mehr dort auftauchen, wo üblicherweise die Gattungsbezeichnungen steht sondern wenn sie [...] an der Stelle und mit der Funktion des Titels, des Eigennamens des Werks erscheinen.“<sup>30</sup>

Was, ließe sich also fragen, bedeutet es, wenn am Beginn von Montaignes „Essais“ ein Titel steht, der zugleich Gattungsbezeichnung ist? Der Platz für diese Frage, die sich beispielsweise auch auf Robert Musils als ‚Roman‘ bezeichneten Text „Der Mann ohne Eigenschaften“

<sup>27</sup> Paul de Man, *Genese und Genealogie (Nietzsche)*, in: ders., *Allegorien des Lesens*, Frankfurt am Main 1988, S. 118–145, hier S. 120.

<sup>28</sup> Jacques Derrida, *Das Gesetz der Gattung*, in: ders., *Gestade*, Wien 1994, S. 245–284, hier S. 271–271.

<sup>29</sup> Schon ob es sich tatsächlich um eine Erzählung handelt ist eine Frage, die nicht nur durch das Fragezeichen in der ersten Titelvariante gestellt wird, sondern v.a. durch die Tatsache, dass, wie Derrida mit Genette argumentiert, diese Bezeichnung zu nichts verpflichtet: „Weder der Leser noch der Kritiker, noch der Autor müssen glauben, daß der Text, dem diese Bezeichnung vorsteht, der strengen, normalen, normierten oder normativen Definition der Gattung, dem Gesetz der Gattung oder des Modus entspricht.“ Ebd., S. 262.

<sup>30</sup> Ebd., S. 262–263.

ausdehnen ließe, der auf Grund eines Kapitels, welches den Begriff in sich trägt<sup>31</sup>, zu einem der zentralen Texte der Essayismusforschung geworden ist, ist hier nicht vorhanden. Ein paar Ideen seien aber kursorisch angeführt: Der Begriff, der die Einordnung eines Textes zu einer Gattung, ein Produkt einer wissenschaftlichen, einer (vermeintlich) außerliterarischen Konvention bezeichnet, wird (wird er?) Teil des Textes. Die Gattungsbezeichnung, die den Text nachträglich in einen Kontext stellt, wird also demselben vorangestellt, Innen und Außen, Vor- und Nachzeitigkeit werden verwischt, gehen ineinander über. Einander – ‚logisch‘ – ausschließend, bedingen sie einander doch, die Gattungsbezeichnung ‚Essay‘ wird von den in den „Essais“ versammelten Texten ebenso beeinflusst, wie die Gattungsbezeichnung die Lesart der Texte (und damit die Texte selbst) nachträglich überlagert, umschreibt. Bereits mit dem Anfang der Gattung ‚Essay‘ ist selbige schon undefinierbar, besser, ist sie nur definierbar um den Preis der gleichzeitigen Auflösung der Definition.

### III. An Stelle einer Conclusio: Ausblick

An Hand des Umgangs dekonstruktiver TheoretikerInnen mit solch unbeantwortbaren Fragen<sup>32</sup> könnte eine Sprechweise gefunden werden (und nur darum kann es im Grunde gehen), die all jene Ambivalenzen, Unstimmigkeiten, Brüche, die die TheoretikerInnen des Essays/des Essayismus benennen, in denen aber selbst die reflektiertesten von ihnen verharren, momenthaft, ohne dauerhaften Wahrheitsanspruch, ohne Festschreibung von Hierarchien und binären Oppositionen – und damit politisch höchst relevant – verhandelbar machen. Vor allem Derridas radikale stilistische, rhetorische, sprachliche Umsetzung dessen, was beispielsweise Wolfgang Müller-Funk für das Schreiben über den Essay fordert (die Theorie des Essayismus essayistisch vorzutragen) bzw. an Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ lobt, der „als eine Anwendung der in ihm vorgetragenen Prämissen zu lesen ist“<sup>33</sup>, könnte dafür eine Folie sein. Hamacher konstatiert im Hinblick auf Paul de Mans Konzept, dass, so es eine „Literaturwissenschaft in einem genuinen Sinn geben soll“, sich diese den Modus der Literatur aneignen müsse, notfalls auch „um den Preis ihrer geschmälerten Wissenschaftlichkeit“<sup>34</sup>, aber „besser, bei der Vermittlung von etwas Schiffbruch zu erleiden, [...], als etwas zu lehren, was nicht wahr ist.“<sup>35</sup>

<sup>31</sup> Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*. Erstes und zweites Buch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag 1987, S. 247: „Auch die Erde, namentlich aber Ulrich, huldigt den Essayismus.“

<sup>32</sup> Unbeantwortbar sind diese Fragen nicht, weil es keine Lösungen gibt, sondern, weil die Antworten immer nur momenthaft gültig sind, sich selbst im Moment des gegeben-Werden nicht nur widersprechen, sondern erst auf Grund dieses Widerspruchs zur Existenz gelangen.

<sup>33</sup> Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin 1995, S. 13.

<sup>34</sup> Werner Hamacher, *Lectio: De Mans Imperativ*, in: ders., *Entferntes Verstehen*, Frankfurt am Main 1998, S. 151–194, hier S. 174.

<sup>35</sup> Paul de Man, *Der Widerstand gegen die Theorie*, in: Volker Bohn (Hg.): *Romantik. Literatur und Philosophie*, Frankfurt am Main 1987, S. 80–116, hier S. 82.